



DIE K-FRAGE  
INA HARTWIG

---

Dr. phil., geboren 1963 in Hamburg, studierte Romanistik und Germanistik in Avignon und Berlin. Nach vielen Jahren als verantwortliche Literaturredakteurin der *Frankfurter Rundschau* (1997–2009) und Herausgeberin des *Kursbuch* (2002–2005) schrieb sie vor allem für die *Süddeutsche Zeitung* und *Die Zeit*. Gastprofessuren in St. Louis (USA), Göttingen und Leipzig. 2011 wurde sie mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik ausgezeichnet. Im S. Fischer Verlag erschien ihre Essaysammlung *Das Geheimfach ist offen: Über Literatur* (2012). Für den Film *Die Geträumten* (Österreich 2016) verfasste sie zusammen mit der Regisseurin Ruth Beckermann das Drehbuch. Die Premiere auf der Berlinale fiel in ihre Zeit als Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Am 14. Juli 2016 wurde sie zur Dezernentin für Kultur und Wissenschaft der Stadt Frankfurt am Main gewählt. – Adresse: Dezernat VII – Kultur und Wissenschaft, Brückenstraße 3–7, 60594 Frankfurt am Main. E-Mail: [ina.hartwig@stadt-frankfurt.de](mailto:ina.hartwig@stadt-frankfurt.de).

Als ich zusammen mit meinem Ehemann Ulf Erdmann Ziegler an einem prachtvollen Septembertag unsere vorübergehende Bleibe in der Koenigsallee bezog, hatte ich vor, ein biografisches Buch über Ingeborg Bachmann fertig zu stellen. Eine konventionelle Biografie konnte das nach Lage der Dinge nicht werden, sprich: wegen meiner strikt strukturalistischen Skepsis gegenüber der Gattung. Aber eine Anti-Biografie wollte ich ebenfalls nicht schreiben. Das Abenteuer sollte vielmehr gerade darin bestehen, die während meiner Studienjahre aufgetürmten Zweifel an der Gattung Biografie zu überwinden und, nun ja, etwas Neues zu finden, zu erfinden.

Wie aufgeregt war ich, in der Broschüre, die unseren Fellow-Jahrgang vorstellte, auf zwei Verbündete in der Sache zu stoßen: Michael Gordin und Barbara Stollberg-Rilinger wollten ebenfalls Biografien schreiben. „Einstein in Prag“ und „Maria Theresia“ waren die Sujets der beiden renommierten Historiker. Und weil das Wissenschaftskolleg seiner eigenen Libido folgt, kam recht bald die Anfrage des Rektors Luca Giuliani an Barbara und mich, ob wir nicht gemeinsam ein Abendkolloquium bestreiten könnten. Barbara und ich, die wir uns vorher nicht gekannt hatten, aber sofort sympathisierten (und bald toll zusammenarbeiten würden), zögerten nicht lange und sagten zu. Wir hielten unseren Vortrag noch vor Weihnachten als Diashow in acht Kapiteln unter dem etwas größenwahnsinnigen Titel „Grausamkeit, Mode und Verzweiflung. Maria Theresia und Ingeborg Bachmann – Über biografisches Schreiben“. Das Modell der Duett-Soirée war damit für unseren Jahrgang etabliert.

Von Michael Gordins unerschöpflichem Wissen sollte ich profitieren, als ich dabei war, Ingeborg Bachmann als zeitgeschichtliche Figur der Nachkriegsordnung zu entdecken. Die Zeitgeschichte war für mich Neuland; und da Henry Kissinger und der Kalte Krieg hier eine Rolle spielten, dachte ich: Es könnte nicht schaden, wenn ein Historiker aus Princeton, der in Harvard studiert hatte und unter anderem ein Buch über Atomwaffen verfasst hat, sich mein Kissinger-Kapitel einmal durchlesen würde. Der Brief, den Michael mir nach Lektüre des Kapitels schrieb, war voller Neugier und Empathie und kombiniert mit hochkarätigen Hinweisen – ein Geschenk und Zeugnis wissenschaftlicher Generosität.

Die Wiko-Monate standen, wie ich im Nachhinein feststellen muss, im Zeichen der K-Frage, der Kissinger-Frage. Dieser in späteren Jahren so gnadenlose, vielgehasste Machtpolitiker hatte IB im Jahr 1955, als damals zweiunddreißigjähriger Programmleiter, zur Summer School des Internationalen Seminars der Harvard University eingeladen. Zwei Monate lang war Ingeborg Bachmann als Stipendiatin an der Ostküste gewesen, hatte Seminare zu politischen Themen besucht, sich mit Siegfried Unseld angefreundet (Unseld war ebenfalls Stipendiat gewesen), und: Sie hatte in diesen Sommerwochen eine, sagen wir es vorsichtig, sehr intensive Beziehung zu Kissinger. Nicht, dass ihre Teilnahme an der legendären Summer School unbekannt gewesen wäre. Aber richtig nachgebohrt hatte meines Wissens bisher noch niemand.

Tatsächlich wurde die transatlantische Kulturpolitik des Kalten Kriegs für den Fortgang meiner Arbeit zunehmend wichtiger und drängender. Froh bin ich, gleich zu Beginn mit Kirsten Graupner ins Gespräch gekommen zu sein, einer der Bibliothekarinnen

aus Sonja Grunds fantastischem Team. Wir begegneten uns im Erdgeschoss der Weißen Villa, wo ich mit dem Scanner kämpfte. Kirsten Graupner bot ihre Hilfe an, wir kamen ins Plaudern. Ein Glücksfall! Sie spitzte die Ohren, als ich ihr von der Kissinger-Connection Ingeborg Bachmanns erzählte, und: dass Bachmanns Name in allen Kissinger-Biografien konsequent fehle. Ist man erst einmal auf der Spur, kann man von ihr nicht lassen; Kirsten Graupner war ebenfalls angesteckt. Sie war, wie ich bald erfuhr, in West-Berlin aufgewachsen, kannte aus Kindheit und Jugend die Zeit, über die ich forschte. Denn, dies kommt noch hinzu: Auch in West-Berlin profitierte Bachmann von der Kulturpolitik des Kalten Kriegs.

Von 1963 bis 1965 hielt die österreichische Schriftstellerin sich in der Mauerstadt auf, finanziert durch ein üppiges Stipendium der Ford Foundation. Und wo wohnte sie? Ausgerechnet in der Koenigsallee Nr. 35, just dreihundert Meter Luftlinie von unserer Wohnung in der Villa Walther entfernt. In meinem Bibliotheksfach fanden sich ein: der Polyglott-Reiseführer „West-Berlin“ von 1965, die Unterlagen der Ford Foundation von 1963/64, darunter der Antrag des Programmdirektors Kissinger auf Förderung durch die Stiftung, Bücher über die sowjetischen und amerikanischen Geheimdienste in Berlin, den Regierenden Bürgermeister Willy Brandt, die Nachkriegsarchitektur, und vieles mehr. Das Tableau verdichtete sich.

Nach Berlin mitgebracht hatte ich Skizzen, Archivfunde, Lektürenotizen, angefangene Kapitel und etliche Gesprächsprotokolle mit Zeitzeugen, darunter Hans Magnus Enzensberger, Martin Walser, Klaus Reichert, Marianne Frisch oder Renate von Mangoldt. Günter Grass hatte einem Besuch schon zugestimmt, dann starb er. Ein Wettlauf gegen die Zeit waren diese Gespräche. Noch war Henry Kissinger am Leben. Je mehr ich über die ganze Harvard-Sache las, desto intensiver wurde mein Wunsch, ihn einmal befragen zu können: Würde er sich an Bachmann noch erinnern? Und wenn ja, wie würde er sich erinnern? Auch hier hatte ich wieder wunderbare Helfer. Co-Fellow Anna Maria Busse Berger (als gebürtige Hamburgerinnen hatten wir ohnehin einen besonderen Draht zueinander) und der frühere Rektor Dieter Grimm, der das aktuelle Wiko-Geschehen aufmerksam begleitete, aktivierten mit Geschick und Diskretion ihre Kontakte. Es dauerte alles in allem ein gutes halbes Jahr, bis es gelang, ein Date mit Henry Kissinger zu bekommen. Und zwar in Berlin.

Eines schönen Junimorgens – abends hatte er in der American Academy zu tun – konnte ich ihn im Hotel Adlon treffen. Eine Stunde lang saßen wir in der Lobby beisammen, der Springbrunnen plätscherte, am Nebentisch spielte der Sicherheits-Boy mit

seinem Smartphone. Der dreiundneunzigjährige Kissinger versuchte gar nicht erst zu verbergen, wie sehr „Ingeborg“ ihn fasziniert hatte. Er wirkte bewegt, als er von ihr sprach, hatte offenbar nichts vergessen in den sechzig Jahren, die seitdem vergangen sind. Zuhause setzte ich mich hin und protokollierte das Gespräch, und mir war sofort klar: Dies war mein letzter Zeitzeuge.

Das Manuskript, das ich aus Berlin mitnehme, entspricht natürlich nicht dem Buch, das zu schreiben ich vorgehabt hatte (ein Wiko-Klischee). Es ist kürzer geworden als geplant, konzentriert auf eine Epoche, es zeigt IB als Intellektuelle, als Medienprofi und Figur der Zeitgeschichte, was dazu führt, dass ihr bis zum Gehtnichtmehr beschworenes Diventum, ihre Preziosität, doch sehr relativiert werden. „Meine“ Ingeborg Bachmann ist eine geerdete Person, kompliziert ja, schwierig natürlich, gefährdet (ihre Drogensucht), aber auch witzig, klug, praktisch, dem Alltag zugewandt und erstaunlich politisch denkend.

Eine persönlichere Bemerkung noch. Im Spätsommer 2015 nach Berlin zu kommen, bedeutete für Ulf und mich eine Rückkehr an den Ort unseres Kennenlernens, unseres Studiums, unserer Heirat. Und es war irgendwie auch eine Rückkehr ans Wissenschaftskolleg. Anfang der neunziger Jahre hatte Ulf nämlich Svetlana Alpers kennengelernt, als sie (zusammen mit Michael Baxandall) Fellow gewesen war. Ulf, damals junger Kunstredakteur bei der *taz*, suchte jemanden, der über die große Picasso-Ausstellung in der Neuen Nationalgalerie schreiben könnte, und erhielt den Hinweis auf die berühmte Kunsthistorikerin. Er rief also Svetlana im Wiko an. Die sagte: „No.“ Schreiben wolle sie nicht, aber ein Interview würde sie ihm geben. Das Interview fand statt und erschien, doppelseitig, in der *taz*. Seitdem ist sie eine Freundin.

In Berlin aber war sie nie wieder gewesen. Bis sie uns jetzt, im Monat Mai, am Wiko besucht hat, was aus zwei Gründen zum Abschluss erwähnt sei. Erstens, weil sie uns vorher immerzu einreden wollte, das Niveau dieser Berliner Institution habe seit ihrer eigenen Zeit deutlich nachgelassen, und zweitens, weil sie es dann ganz herrlich fand.

Und so war es ja auch.

Ein Kreis schließt sich zwischen alten und neuen Anfängen. Dankbar reise ich ab, dankbar für die vielen Gespräche und die Unterstützung (Katharina Wiedemann, Luca Giuliani, Christoph Möllers und Thorsten Wilhelmy wissen, was ich meine), dankbar für die vielen herzlichen, verrückten und streitlustigen Begegnungen, für die Einblicke in die großartigen Köpfe und Ideen meiner Mitfellows, *not to forget their partners*. Auf ein Wiedersehen in der Zukunft!